den Vergleich zwischen den Versionen der Organumlehre bestens geeignet. Die Abhandlung bildet den ausführlichsten, differenziertesten und zuverlässigsten Wegweiser durch die Lehre aus den ersten zwei Jahrhunderten der Überlieferung. Die Typographie des neuen Bandes ist sehr gut gelungen. Ein herzlicher Dank ergeht an all jene, die über lange Zeit für die Veröffentlichung gekämpft haben. Möge der Geist Waeltners durch diese Arbeit weiter lebendig bleiben.

(Oktober 2005)

David Hiley

JOHN HAINES: *Eight Centuries of Troubadours and Trouvères. The Changing Identity of Medieval Music.* Cambridge u. a.: Cambridge University Press 2004. XII, 347 S., Abb., Nbsp. (*Musical Performance and Reception.*)

PETER SÜHRING: *Der Rhythmus der Trobadors. Zur Archäologie einer Interpretationsgeschichte.* Berlin: Logos Verlag 2003. 188 S. (*Berliner Arbeiten zur Erziehungs- und Kulturwissenschaft. Band 16.*)

Das Erkenntnisinteresse beider hier zu besprechenden Arbeiten ist zunächst weniger auf die Musik des Mittelalters und ihren kulturellen Kontext selbst gerichtet als vielmehr auf jene Wissenschaftler, die sich ihrer Erforschung gewidmet haben – unter den Vorzeichen einer postmodernen Musikwissenschaft und einer Archäologie des Wissens verlagert sich der Akzent von einer musikbezogenen Mittelalterforschung zu einer musikbezogenen Wissenschaftsgeschichte. Ausgehend von der so genannten Modaltheorie, ihren Begründern (Johann Baptist Beck und Pierre Aubry), Verfechtern (Friedrich Ludwig und Friedrich Gennrich) und Antagonisten (Hugo Riemann) würdigt Peter Sühring insbesondere die wissenschaftlichen Arbeiten Gustav Jacobsthal als Pionierleistungen der sich etablierenden akademischen Disziplin Musikwissenschaft, während John Haines diese wissenschaftliche Kontroverse als Episode in eine mittlerweile achthundert Jahre währende und bis zu den *Fabulous Trobadors* und zum *Massilia Sound System* reichende Rezeption der Kultur der Troubadours einbettet.

Haines wählt im Gegensatz zu jenen Arbeiten, die eine *Modern Invention of Medieval Music* oder einen Traum vom Mittelalter pos-

tulieren, einen Ansatz, der mit Jan Assmanns Konzept einer Gedächtnisgeschichte konvergiert. Die Kontroverse um die Modaltheorie ist für ihn weniger eine Konstellation, in der die Musikwissenschaft eine Musik des Mittelalters aus dem Geiste der Philologie erschaffen hat, als vielmehr jener Situation vergleichbar, in der die Schreiber im 13. und 14. Jahrhundert die uns heute überlieferten Handschriften angefertigt haben. Die Frage einer rhythmischen oder nicht-rhythmischen Lesung der Notation mittelalterlicher Lieder ist eine von zwei Konstanten in Haines' in fünf Phasen gegliederter Darstellung, die zweite ist die Gewichtung des Troubadour- und des Trouvère-Repertoires unter den Vorzeichen einer kulturellen und/oder nationalen Identität.

Die ersten Leser („The first readers“) trafen als Schreiber der Handschriften weit reichende Entscheidungen. Sie brachten in den *Vidas* jene Legenden über die Autoren in Umlauf, die die Rezeption über Jahrhunderte hinweg steuerten, und fixierten in den Handschriften, die gleichsam als Erstausgaben gelten können, ihre Rezeption der Lieder in der Notation. Und während Chansonier O zwar im Gegensatz zu Chansonier T in der Regel eine Notation mit mensuralen Elementen verwendet, wirft die Umkehrung der Überlieferungssituation in *Pour conforter ma pesance* die Frage nach dem Verhältnis von Vorlage und Intention der Schreiber auf.

In einer zweiten Phase („The changing song“) stellt Haines für den Zeitraum von 1400–1700 sowohl die Präsenz des Repertoires im kulturellen Gedächtnis heraus als auch eine Ausdifferenzierung der Rezeptionshaltungen in eine wissenschaftliche Archäologie etwa bei Claude Fauchet, Jean de Nostredame und Bartholémy Rémy bzw. eine künstlerische Adaptation etwa bei Clément Marot und Jacques Mauduit sowie deren Konvergenz im Konzept einer *Antiquité française* als Bestandteil einer nationalen Identität. Die Troubadours hingegen wurden zunächst nicht für eine Geschichte der französischen Literatur, sehr wohl jedoch etwa von Giovanni Crescimbeni für eine solche der italienischen Literatur in Anspruch genommen.

Auch in der Zeit der Aufklärung („Enlightened readers“) wurde das Repertoire der Trouvères privilegiert, die Verknüpfung von altem Lied und Volkslied rückte das Genre *troubadour*

in den Blickpunkt. Dem Konzept einer Copie réduite und der Idee einer Naïveté des Mittelalters folgend dichtete etwa François Augustin de Moncrif Romanzen und publizierte sie mit Musik. Zugleich sieht Haines in dieser Zeit mit den ersten Musikgeschichten den Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Lied des Mittelalters.

Mit der Entdeckung der polyphonen Musik des Mittelalters zu Beginn des 19. Jahrhunderts änderte sich die Perspektive einer Wissenschaft der Übersetzung („The science of translation“). Unter den Vorzeichen einer sich etablierenden Textkritik sieht Haines die vormalige Pluralität der Lesarten durch den Anspruch, eine verbindliche Lesart aus der expliziten Notation der Textzeugen und der impliziten (latenten) Bedeutung ihrer Notation gewinnen zu können, in Frage gestellt. Das Interesse wird daher durch François-Joseph Féty und Charles-Edmond-Henri de Coussemaker auf Adam de la Halle, von dem auch Motetten überliefert sind, als postrevolutionären Autor fokussiert.

Die Auseinandersetzung um die Modalnotation („Recent readings“) stellt Haines ebenso in den Kontext des Deutsch-Französischen Krieges, wie er die Aneignung des Repertoires der Troubadours durch deutsche Wissenschaftler als Begründung einer akademischen Forschung zum Okzitanischen hervorhebt. Er sieht die Motivation von Pierre Aubry darin, eine Gegenthese zu Hugo Riemann aufzustellen und damit die nationale Deutungshoheit über das französische Repertoire zurückzugewinnen, und jene von Friedrich Ludwig, mittels seines Schüler Jean-Baptist Beck die deutsche Hegemonie in der Musikwissenschaft zu behaupten.

Auch wenn man Haines nicht bei allen seinen Schlussfolgerungen zustimmt – die Betonungen der Konstanten führen teilweise dazu, dass Kategorien wie Wissenschaft und Identität nicht immer an den historischen Kontext rückgebunden werden –, erweist sich das Konzept einer Gedächtnisgeschichte als ausgesprochen fruchtbar. Indem er die Kontinuität einer wissenschaftlichen und künstlerischen Rezeption betont, erweist sich das Erkenntnisinteresse, die eine richtige Lesart der Überlieferung zu bieten, seinerseits als historisch gebunden. Nichtsdestoweniger beharrt Haines auf der Notwendigkeit einer Textkritik der Überliefe-

rung, gerade auch angesichts der Tatsache, dass die musikwissenschaftliche Forschung nicht eine Modaltheorie, sondern divergierende Theorien vorgeschlagen hat und die Überlieferung selbst keineswegs als konsequent aufgearbeitet gelten kann.

Die Ergebnisse der nun publizierten Masterarbeit von Peter Sühning sind bereits in den Personenartikel über Gustav Jacobsthal in der *Musik in Geschichte und Gegenwart* eingegangen sowie in einem 2003 in den *Acta musicologica* erschienenen Aufsatz zusammengefasst. Die Darstellung zitiert ausführlich Dokumente aus Jacobsthals Nachlass (vgl. S. 111–162), der quantitativ seine publizierten Arbeiten bei weitem überwiegt, und ist gegenüber Haines nicht nur faktenreicher angelegt, sondern auch anders akzentuiert. Versteht Haines Jacobsthal und die Straßburger Universität als deutsche Antagonisten gegenüber einer französischen Forschung in Solesmes (S. 188), so beklagt Sühning, dass die Schüler und selbsternannten Enkelschüler von Jacobsthal als dem ersten Professor der Musikwissenschaft einerseits zwar die Kontinuität einer Schule hervorhoben, andererseits aber dessen wissenschaftliche Grundsätze zugunsten einer Hypothesenbildung aufgaben. Wenn Sühning, der die ungebrochene Aktualität von Jacobsthal betont, jedoch den Musikwissenschaftlern des 20. Jahrhunderts ostinat vorhält, sie hätten Jacobsthals Nachlass nicht konsultiert, ist jedoch die Balance zwischen dem Dekuvrieren und einem letztlich auf den Gegenstand Musik gerichteten Erkenntnisinteresse in meinen Augen nicht immer gewahrt. (August 2005)

Oliver Huck

STEFFEN SEIFERLING: *O felix templum jubila. Musik, Text und Zeremoniell in den Motetten Johannes Ciconias*. Berlin: Mensch & Buch Verlag 2004. 219 S., Abb. (Musikwissenschaft an der Technischen Universität Berlin. Band 3.)

Gegenstand der Druckfassung dieser 2001 an der TU Berlin angenommenen Dissertation sind neben der im Titel zitierten Motette primär *Venecie, mundi splendor* – Michael, qui Stena domus, Petrum Marcello Venetum – O Petre, antistes inclite, Doctorum principem – *Melodia suavissima* – *Vir mitis*. Diese Auswahl aus den insgesamt zehn Motetten Ciconias